

Matthias Kruse zieht die Augenbrauen zusammen, als er die Tür öffnet, legt den Kopf in den Nacken und schaut zum Himmel. Es ist windig, fast schon stürmisch, trotzdem sonnig und trocken. „Wir brauchen Regen, mindestens zwei Tage Regen“, sagt Kruse. Die vergangenen zwei Jahre waren hart für Landwirte wie ihn – niedrige Marktpreise, Handelsembargos gegen Russland, erst langsam habe sich der Markt wieder beruhigt. Jetzt brauche man ein gutes Jahr, sowohl bei der Ernte als auch bei den Preisen für die Tiere. In den Ställen bei Kruse werden Kühe und Schweine gemästet, dahinter erstrecken sich die Felder nahezu endlos. Nur da, ganz weit hinten, glitzert etwas hinter den Bäumen hervor. Es ist die Ems, in deren Wasser sich die Sonne wider gespiegelt, die Kruse an diesem Tag so ganz und gar nicht brauchen kann.

Kruse gehört einer von rund 4000 Bauernhöfen im Emsland, einer Region in Niedersachsen, die direkt an die Niederlande grenzt und früher als das Armenhaus der Republik galt. Der Hof Kruse steht in Mehringen, einem Ortsteil von Emsbüren, ganz im südlichen Zipfel des Emslandes. Die nächstgrößeren Städte sind Rheine, Münster, Osnabrück, alle drei jenseits der Grenze des Emslands. Das Emsland ist agrarisch, abgeschieden und unendlich weit. Es ist einer der größten Landkreise Deutschlands, trotzdem leben hier nur rund 319 000 Menschen in überwiegend kleinen Ortschaften. Eigentlich müsste es hier verstaubt, leerstehende Geschäfte geben, vorwiegend alte Menschen, Dörfersterben, Landflucht. Aber so ist das nicht.

Das Emsland wächst, als eine der wenigen ländlichen Regionen in Deutschland. Zwar sterben auch hier inzwischen mehr Menschen, als neue geboren werden, aber durch die Einwanderung aus den Niederlanden und die Aufnahme von Flüchtlingen gab es auch in den vergangenen Jahren keinen Rückgang bei der Bevölkerungsdichte. Die Wirtschaft wächst, die Arbeitslosenquote fällt – mit 3,1 Prozent liegt sie bei fast der Hälfte des niedersächsischen Durchschnitts – und die Steuereinnahmen steigen. Es werden Kindertagesstätten gebaut, Neubaugebiete geplant, Ortskerne saniert.

Ein Besuch auf dem Fest des Bürgerschützenvereins Emsbüren. Durch die eng zusammenstehende Menge rennen Kinder, die Frauen trudeln nach dem gemeinsamen Brunch im Ort auf der Waldlichtung am Dorfrand ein. Gelegentlich werden Bläserkapelle und Gelächter vom scharfen Stakkato der Schüsse unterbrochen. Wenn der wabernde, hellgraue Rauch sich verflüchtigt hat, wenden sich die Blicke dem hölzernen Hahn zu, der in einem Wipfel hängt und dessen Dänsberechtigung allein in der Ermittlung des Schützenkönigs besteht. Wer den Hahn so trifft, dass er zu Boden fällt, ist König.

Wenn man die Menschen hier fragt, warum sie nicht von hier weggegangen sind, dann verstehen sie die Frage nicht. Nirgendwo wachse man doch so behütet auf wie hier, sagt einer. Die ganze Clique sei doch hier, sagt der Nächste. Viele, auch wenn es sie zwischenzeitlich nach Dortmund oder Frankfurt verschlagen hat, sind zurückgekehrt, manche zu Besuch, andere zur Familiengründung und zum Eigenheimbau. „Du kannst nirgendwo so gut eine Familie gründen wie hier“, sagt Theresen Havemann, 33 Jahre alt. Er spricht fließend Spanisch und Englisch, hat ein Jahr in Kanada gelebt, ein halbes in Madrid. Havemann ist ein Kosmopolit, der fast jedes zweite Wochenende zurück nach Emsbüren fährt, einer Gemeinde, die nicht einmal 10 000 Einwohner hat, aber dafür 15 Schützenvereine.

Das Engagement und der Zusammenhalt in den Vereinen sind der Schlüssel zur Antwort auf die Frage, warum das Emsland wider Erwarten weiter wächst. „Vereine schaffen Nähe, Bindung und Heimatverbundenheit“, sagt Theresa



Zusammenhalt: In Emsbüren wird dem neuen Schützenkönig gratuliert.

Fotos Daniel Pilar

Gallisches Dorf an der Ems

Während sich manche Dörfer leeren, erlebt das Emsland eine Blütezeit. Anstatt in die Stadt zu ziehen, gründen die Menschen im Emsland Familien und bauen Häuser. Warum funktioniert hier der Kampf gegen die Landflucht?

Von Aziza Kasumov

Damm, die mit ihren Kollegen vom Berlin-Institut für Bevölkerung und Entwicklung 2016 eine Studie zum Emsland gemacht hat. Dass man aus der Dichte der Vereine Rückschlüsse auf die Abwanderung ziehen kann, das hat sich bei einer anderen Studie des Instituts aus dem Jahr 2011 gezeigt. „Vereine beeinflussen die Bereitschaft, dazubleiben“, sagt Damm, „aber ob man dableibt, hängt letztlich auch von der wirtschaftlichen Lage ab.“

Bis in die vierziger Jahre lebten die Emsländer von der Landwirtschaft und vom Torfabbau, und sie verkauften fast alles, um zu überleben. Dann kam der sogenannte Emslandplan, ein im Bundestag im Jahr 1950 einstimmig beschlossenes Förderprogramm zur Aufbesserung der Region. Zwei Milliarden D-Mark sind bis in die siebziger Jahre an Fördermitteln in die Region geflossen – Geld, von dem Straßen gebaut, die Moore kultiviert und die Ansiedlung von Industrie ermöglicht wurden. Damals hatten sich zunächst vor allem Erdölraffinerien und ein Atomkraftwerk angesiedelt, das heute immer noch bei Lingen steht. Inzwischen ist die Wirtschaft nicht mehr abhängig von dieser Branche. Denn der Emslandplan war und bleibt eine Erfolgsgeschichte, er legte

die Grundlage für die rund 14 000 Betriebe, die heute in der Region existieren, die meisten von ihnen mittelständisch.

In vielerlei Hinsicht steht Matthias Kruse symbolisch für den Emsländer. Die Landwirtschaft ist Tradition in der Region, genau wie das Mehrgenerationenhaus, in dem Kruse lebt. Im Vorgarten blühen die Rosen der Großmutter, am Stalleingang steht ein selbstgezimmerter Kaulfladen, an dessen Theke die Kleinen manchmal am Straßenrand ihr Taschengeld aufbessern. Zwei Schützenkönige leben hier unter einem Dach, Matthias Kruse und sein Vater Josef. Kruse senior war sogar Schützenkönig. Die Familie zeichnet den klassischen „Emsländer Lebensweg“: Matthias Kruse hat seine Ausbildung über zwei Jahre in Osnabrück absolviert, danach ist er wieder zurück in die Heimat. Auch der Freundeskreis seiner Ehefrau Judith zeugt von solchen „Heimkehrern“: Spätestens zur Familiengründung seien alle zurück ins Emsland gekommen – jedoch mussten sie meistens Kompromisse eingehen. „Für manche war es schwer bei der Jobsuche, sie haben hier weniger gleichwertige Jobs gefunden, aber dafür sind die Lebenshaltungskosten auch niedriger“, sagt Judith



Viel Platz: Im Haus der Familie Kruse leben drei Generationen.

Kruse. Das erzählen hier viele im Emsland, schwärmen davon, dass sich der Traum von den eigenen vier Wänden hier noch verwirklichen lasse. Das verfügbare Einkommen pro Kopf liegt zwar knapp unter dem niedersächsischen und bundesweiten Durchschnitt, dennoch säumen hübsche Einfamilienhäuser, oft neu gebaut und oft von großzügigen Gärten umgeben, die Dorfstraßen. Die Grundstücke sind preiswert und die Baukosten niedrig.

Man schwimme zwar nicht im Geld, heißt es auch von Seiten des Landkreises, sei aber in der „komfortablen Situation, eine freie Spitze zu haben“, sagt Sigrid Kraujuttis, Dezernentin für Soziales, Jugend und Gesundheit. Das Emsland kann es sich zum Beispiel leisten, Medizinstudenten mit großzügigen Stipendien in die Region zu locken, um dem Ärztemangel entgegenzuwirken. Ist die Bekämpfung von Landflucht eine Geldfrage?

„Nicht nur, denn es geht auch um das Gemeinschaftsgefühl, dass einfach was passiert vor Ort“, sagt Theresa Damm. Alle scheinen sie beim Fußball, bei der Caritas, bei den Messdienern, im Schützenverein oder zumindest beim Zeltlager mit dabei zu sein. Zwei Drittel aller Emsländer seien ehrenamtlich aktiv, sagt Dezernentin Kraujuttis – und „das Ehren-

amt kostet ja nicht so viel“, pflichtet Walter Pengemann, der Demographiebeauftragte des Emslands, bei.

Im historisch katholischen Emsland gibt es zusätzlich zu den klassischen Vereinsstrukturen noch die Kirche, die für Heimatverbundenheit sorgt. Obwohl auch hier die Besuchszahlen der Gottesdienste zurückgehen, versucht man, dem Einflussverlust entgegenzuwirken und das Gemeinschaftsgefühl, das die Leute hier hält, nicht zu verlieren. Das geht durch Zusammenarbeit mit den Kindergärten, durch die Übernahme von Trägerschaften von Kitas, durch den Besuch in Schulen. Aber die Gesamtschulen machen es den Vereinen und der Kirche schwer. „Die jungen Leute haben einfach nicht mehr die Zeitressourcen“, sagt Annegret Luckx von der Caritas Emsland.

Bei der Flüchtlingskrise hat sich das Engagement der Emsländer noch bewährt. Als der Landkreis im Herbst 2015 bei der Erstaufnahme langsam an seine Grenzen stieß, „da hat sich ausgezahlt, dass wir hier so gut aufgestellt sind mit Vereinen und Ehrenamt“, sagt Michael Steffens, Dezernent für Inneren Service, Finanzen und Kreisentwicklung. Proteste gab es damals keine, ganz im Gegenteil: Man sei verwundert gewesen über die Demonstrationen in anderen Bundesländern.

Woher kommt die Bereitschaft für so viel Einsatz? Josef Kruse, der Mehriinger Schützenkönig und Vater von Bauer Matthias Kruse, saß 30 Jahre lang für die CDU im Kreistag, kennt die Menschen in der Region und sagt: „Das Emsland ist ein anderer Menschenschlag. Der packt mit an und fragt nicht.“ Auch Damm ist das aufgefallen. Die Emsländer würden sich ihren Herausforderungen stellen, Abstiegängste seien bei ihnen nicht so stark vertreten – das sei auch ein Grund, warum die Haltung der AfD in der Region weitestgehend abgelehnt werden würde. Bei der Kreistagswahl im September kam die Partei auf gerade einmal 5,5 Prozent, konnte nur vier Sitze gewinnen. Die AfD-Abgeordneten nehme man kaum wahr, berichten Steffens und Kraujuttis, beide CDU-Leute. Ihre Partei hat damals die absolute Mehrheit geholt, fast 60 Prozent aller Stimmen. Im Emsland ist das nichts Besonderes, die CDU hat hier einen Regierungsanspruch, von dem selbst die CSU in Bayern nur noch träumen kann.

Nach einem Patentrezept, das sich einfach mal auf andere Dörfer, denen die Landflucht das Leben entzieht, übertragen lässt, hört sich das alles nicht an. Können sich andere Landstriche trotzdem etwas von den Emsländern abschauen? „Ortskern am Leben halten, Treffpunkte schaffen, die Dorfbewohner einbeziehen“, listet Theresa Damm die Emsländer Ansätze

Morgen auf der Seite Staat und Recht

Der Staat vertraut den Parteien bei der Aufstellung ihrer Kandidaten weitgehend. Ist das noch gerechtfertigt?

auf, aus denen andere lernen könnten. Man müsse die Leute dazu animieren, auch selbst aktiv zu werden, sei es, das Dorf zu verschönern oder zumindest einen Dialog über die Zukunft der Gemeinde zu beginnen. Aber auch Damm muss eingestehen: „Es hilft, wenn das finanzielle Budget passt.“

Im Gymnasium Marianum in Meppen, einem ehemaligen Kloster, in dessen Hallen nun verlebte Jugendliche zusammenstehen und Kinder spielen, hat die nächste Generation an Emsländern gerade Abitur gemacht. Nun sind die Noten vergeben und die Pläne für die Zeit nach der Schule geschmiedet. Nur etwa jeden Fünftel schlägt es ins Ausland, schätzen die Abiturientinnen Greta Klafki und Louisa Stenzel, beide 18 Jahre alt. Sie selbst werden ein Jahr in Großbritannien, Großraum London, als Au-pairs arbeiten, um „mal rauszukommen“, um „was anderes kennenzulernen“. Dass sie danach in ihre Heimat zurückkommen, schließen beide nicht aus. Für die meisten werde sich diese Frage nicht stellen, sie würden zunächst ihre Ausbildungen in der Region beginnen, erzählen Greta und Louisa. Auch die beiden sind zwar mit Schützenfesten, Zeltlager und der Vertrautheit der Gemeinschaft aufgewachsen. „Aber das ist für mich kein Grund hierzubleiben“, sagt Greta.

Die Dritte im Bund der Abiturientinnen, die nach der Notenvergabe noch eine Weile geblieben sind, ist Sieke Lütke. Die Augen hinter ihren blonden Ponyfrisuren blitzen auf, wenn sie erzählt, warum sie nicht weggeht. Die Freunde blieben ja alle auch, sagt Sieke, und sie sei generell einfach nicht so der Großstadtmensch. „Irgendwann geh ich bestimmt auch mal für 'ne Zeit weg“, sagt Sieke. „Aber eben noch nicht jetzt.“

Matthias Kruse erinnert sich an die Zeit, als er diese Entscheidung fällen musste. Damals waren sie elf Jungs in der Clique – bis auf zwei seien alle zum Studium oder zur Ausbildung weggezogen, er ja auch. Heute arbeitet einer von ihnen als Pastor in Osnabrück, ein anderer lebt im Kloster. Alle anderen sind wieder da.

Risse in der Meritokratie

Die Erben von Singapur Staatsgründer Lee Kuan Yew beschimpfen einander auf offener Bühne – und stellen die Machtfrage / Von Till Fänders

SINGAPUR, 20. Juni. Vor dem Haus mit der Adresse 38 Oxley Road in Singapur feigt ein Mitarbeiter der Stadtreinigung die Straße. Hinter dem rund drei Meter hohen Zaun und tropischen Pflanzen ist das Dach mit den roten Ziegeln zu sehen. Nichts deutet darauf hin, dass dieses unscheinbare Anwesen derzeit im Zentrum einer Familienfehde steht, die sich gerade zu einer Staatsaffäre ausgeweitet hat. Für Singapur ist es eben nicht nur irgendein Gebäude. Seit den vierziger Jahren hat es einer besonderen Familie als Zuhause gedient: dem Clan des im März 2015 gestorbenen Staatsgründers und politischen Übervaters, Lee Kuan Yew.

Hier, in der nach einem früheren britischen Muskatnusspflanzler benannten Straße, hatte der spätere Ministerpräsident seine People's Action Party gegründet, die seit der Unabhängigkeit im Jahr 1965 ununterbrochen die Regierung stellt. Hier ist auch der gegenwärtige Regierungschef aufgewachsen, Lee Kuan Yews ältester Sohn Lee Hsien Loong. Für manche Singapurer verfügt das Gebäude deshalb über einen besonderen historischen Wert. Doch der für seine Vorliebe für Disziplin und Ordnung bekannte verstorbene Landesvater hatte keinen Sinn für Sentimentalitäten. Deshalb hatte er in seinem Testament festgelegt, dass das Haus nach seinem Tod und dem Auszug seiner Tochter abgerissen werden sollte. Es ist dieser letzte Wille des Patriarchen,

um den sich die offen ausgetragene Fehde zwischen dem amtierenden Ministerpräsidenten und seinen beiden jüngeren Geschwistern dreht. Fasziniert und mit blankem Entsetzen schauen die Singapurer dabei zu, wie sich die Lee-Kinder derzeit öffentlich zanken. Die jüngste Runde in dem Familienkrach begann damit, dass Lee Hsien Yang, der Bruder des Regierungschefs, und die Schwester Lee Wei

Ling vor einer Woche auf Facebook einen offenen Brief veröffentlichten. In ungehört offenen Worten warfen sie darin dem Ministerpräsidenten vor, in der Frage, was nun mit dem Haus geschehen soll, die Geschwister unter Druck zu setzen und seine Macht zu missbrauchen. Denn ihnen zufolge will der Regierungschef den Letzten Willen des Vaters offenbar ignorieren.



Nicht in Trauer geeint: Die Familie Lee Kuan Yews bei dessen Beerdigung

Foto AP

In dem erfolgreichen Stadtstaat, wo Oppositionelle, Blogger und Journalisten schon für weniger deutliche Aussagen mit teuren Beleidigungsprozessen überzogen wurden, ist der Streit eine Ungeheuerlichkeit. Denn er betrifft letztlich nicht nur die Zukunft eines Hauses mit historischer Bedeutung. Er kratzt auch am Wesenskern der Politik Singapur: Prägung, mit dem die Handels- und Finanzmetropole über Jahrzehnte so gut gefahren ist. Er lässt das System der „disziplinierten Demokratie“ und der Meritokratie, also der Herrschaft der Fähigen, und die Stellung der Lee-Familie innerhalb dieses Systems in einem neuen Licht erscheinen.

Es geht letztlich um die Frage, welche Grenzen der Regierung gesetzt werden sollten. In ihrem Brief warfen die Geschwister dem Ministerpräsidenten nicht nur vor, bewusst den Letzten Willen des Vaters zu ignorieren, um dessen Vermächtnis „für seine eigenen politischen Zwecke zu melken“. Sie unterstellten ihm vor allem Machthunger und Eitelkeit. „Wir sind leider zu der Ansicht gelangt, dass Lee Hsien Loong von einem Willen zur Macht und zu persönlichem Ansehen getrieben wird“, schrieben die beiden. Und: „Wir sind beunruhigt, dass es dem System an ‚Checks and Balances‘ fehlt, um den Machtmissbrauch der Regierung zu verhindern.“

Für die Menschen in Singapur sind das unerhörte Worte. Sie sind daran ge-

wöhnt, dass sich die Elite des Landes vornehm zurückhält und die streng kontrollierte Presse nur ausgewaschene Meinungen wiedergibt. Doch nun verbreitete sich Kritik nicht nur am persönlichen Stil des Bruders, sondern am politischen System. Das geschieht vor allem über die sozialen Netzwerke, aber auch die Presse berichtete über die Familienfehde. Das alles wiegt zudem besonders schwer, da die Kritik nicht von oppositionellen Randfiguren, sondern von zwei angesehenen Mitgliedern der höheren Gesellschaft kommt. Lee Hsien Yang war Geschäftsführer des Kommunikationsunternehmens Singtel und leitet die Behörde für zivile Luftfahrt. Lee Wei Ling ist eine anerkannte Neurochirurgin.

Lee Hsien Yang teilte nun sogar mit, er erwäge, mit seiner Ehefrau die Heimat Singapur zu verlassen. Die beiden hielten die staatliche Überwachung, der sie ausgesetzt seien, nicht mehr aus. Die Geschwister warfen dem Regierungschef außerdem vor, er wolle seinen Sohn zu seinem Nachfolger machen. Der bestreitet dies vehement. Aber der Hinweis lässt aufhorchen. Denn die ungelöste Nachfolgefrage ist für Singapur von höchster Bedeutung. Immerhin regiert der 65 Jahre alte Lee Hsien Loong schon seit dem Jahr 2004. Aber einen klaren Nachfolger gibt es noch nicht.

Dabei war der Brief auch nur der Anfang einer langen Kette von Anschuldi-

gen zwischen den Geschwistern, in denen private E-Mail-Konversationen und die verschiedenen Änderungen des Testaments des im Alter von 91 Jahren gestorbenen Lee Kuan Yew an die Öffentlichkeit kamen. Dem Ministerpräsidenten blieb nichts anderes übrig, als seine Bürger per Videobotschaft um Entschuldigung zu bitten. „Ich bedaure zutiefst, dass dieser Streit Singapurs Ruf und das Vertrauen der Singapurer in ihre Regierung geschädigt hat“, sagte Lee Hsien Loong mit bedrückter Miene. Er kündigte an, bei der Parlamentsitzung am 3. Juli eine Erklärung zu den Vorwürfen abzugeben und sich den Fragen der Abgeordneten zu stellen.

Erstaufrichtig erscheint bei dem Vorgang allerdings auch, wie die beiden Geschwister ihren Bruder kritisieren, aber gleichzeitig die Regierungszeit ihres Vaters verklären. Denn schließlich hat Lee Kuan Yew das Land viel stärker geprägt als sein Sohn. Das Haus an der Oxley Road wird so zu einem Gegenstand, an dem die grundsätzlichen Fragen der Zukunft Singapurs abgearbeitet werden. Die Bewohnerin Lee Wei Ling, die dort laut Testament Wohnrecht auf Lebenszeit besitzt, hielt sich im Urlaub in Schottland auf, beteiligte sich aber über das Internet rege an dem Streit. Das Haus an der Oxley Road machte in diesen Tagen dennoch einen verlassenen Eindruck.